

Scheitern aus psychologischer Sicht – Gefahr oder Chance?

Prof. Dr. Ingo Kollar

(Lehrstuhl für Psychologie m.b.B.d. Pädagogischen Psychologie)

Sehr dramatisch, was wir da in Psalm 25 lesen: „Sieh meine Not und Plage an!“, „Sieh doch, wie zahlreich meine Feinde sind“. Gott sei Dank sind derartige Ängste und Befürchtungen für die meisten von uns eher die Ausnahme. Nichtsdestotrotz können schon weit weniger dramatische Sorgen in uns Angst vor dem Scheitern aufsteigen lassen und uns möglicherweise zu Gott beten lassen: „Lass mich nicht scheitern!“

Wenn wir das Wort „Scheitern“ hören, werden bei vielen von uns konkrete Erinnerungen ausgelöst – etwa an die nicht bestandene Fahrprüfung; an das unglückliche Ende einer Partnerschaft; an den abgesprungenen Kunden, der mit unserer Dienstleistung nicht zufrieden war. Tatsächlich können solche Erfahrungen uns jahrelang beschäftigen – etwa wenn uns im Traum die nicht bestandene Prüfungssituation oder der oder die Verfllossene wieder begegnet. Es scheint also, als sei das Scheitern aus psychologischer Perspektive in erster Linie etwas Unangenehmes, etwas Selbstwertbedrohliches zu sein, das wir mit allen Mitteln zu vermeiden versuchen sollten.

Für die Pädagogische Psychologie ist das „Scheitern“ insbesondere in Situationen interessant, in denen es um Lernen geht, sowohl in formellen Bildungseinrichtungen wie der Schule oder der Universität, als auch im Alltag, etwa wenn wir versuchen wollen, unsere Backkünste oder unser Tennisspiel zu verbessern. Dabei sind zwei Forschungsrichtungen von besonderer Bedeutung: Zum einen die Forschung zum motivations- und letztlich auch leistungsförderlichen Umgang mit dem Scheitern und zum anderen die Forschung zum Fertigkeitserwerb.

In der Forschung zum motivationsförderlichen Umgang mit dem Scheitern ist insbesondere die sogenannte Attributionstheorie von Bedeutung. Gemäß dieser Theorie versuchen wir Menschen, für alles, was um uns herum passiert, nachvollziehbare Ursachen zu identifizieren – ganz besonders auch für unser Scheitern, unsere Misserfolge. Worauf wir dieses Scheitern zurückführen, hat ganz erhebliche Auswirkungen darauf, mit welchen Erwartungen wir an zukünftige ähnliche Situationen herangehen und wie wir uns auf diese vorbereiten.

Konkret können wir uns einen Studierenden vorstellen, der eine wichtige Prüfung nicht bestanden hat. Auf welche möglichen Ursachen könnte der Studierende diesen Misserfolg zurückführen? Zur Kategorisierung dieser Ursachen hat der Motivationspsychologe Bernard Weiner ein Schema aufgestellt, das einerseits zwischen internalen und externalen Ursachen unterscheidet, und zum anderen zwischen stabilen und variablen Ursachen. Internale Ursachen sind solche, die in der Person selbst liegen, während externale Ursachen sich auf Aspekte beziehen, die außerhalb der Person des Lernenden liegen. Stabile Ursachen sind solche, die vermutlich auch bei zukünftigen Leistungserbringungen eine Rolle spielen werden, und variable Ursachen solche, die sich von Situation zu Situation – in unserem Fall von Prüfung zu Prüfung – verändern werden. Empirische Studien haben nun gezeigt, dass im

Falle des Scheiterns, also eines Misserfolgs bei einer Prüfung, eine Ursachenzuschreibung auf internal-stabile Ursachen besonders ungünstig ist: Dies wäre der Fall, wenn unser Student seine (vermeintlich) mangelnde Begabung für sein Scheitern verantwortlich machen würde. Problematisch ist dies, weil unser Student damit sein Scheitern auf etwas zurückführen würde, was in ihm selbst liegt und das er gleichzeitig aber kaum verändern kann. In der Folge wird er wenig zuversichtlich sein, was seine Leistungen bei zukünftigen Klausuren in diesem Fach angeht und – was noch schlimmer ist – sich möglicherweise seinem Schicksal irgendwann ergeben und sich gar nicht mehr groß auf die nächste Prüfung vorbereiten.

Als deutlich günstiger ist es dagegen einzuschätzen, wenn der Student sein Scheitern internal-variabel attribuiert, d.h. wenn er seine mangelnde Anstrengung während der Vorbereitung auf die Prüfung dafür verantwortlich macht. Diese Ursache ist variabel und liegt in der Person des Lernenden selbst, d.h. unser Student hat selbst die Möglichkeit, seine Anstrengung zu regulieren und sich auf die nächste Prüfung ausgiebiger vorzubereiten. Würde unser Student seinen Misserfolg auf den Verlust der Unterstützung durch eine externe Instanz zurückführen, z.B. auf Gott, wäre dies ein Beispiel für eine externe Ursachenzuschreibung. Empirisch zeigt sich, dass eine derartige Ursachenzuschreibung im Misserfallsfall zwar günstigere Auswirkungen auf die weitere Motivation, sich mit den Prüfungsinhalten auseinanderzusetzen, ausübt, als eine Attribution des Misserfolgs auf die eigene mangelnde Begabung; deutlich günstiger wäre allerdings die Attribution auf eine internal-variable Ursache, also, die eigene mangelnde Vorbereitung auf die Klausur für den Misserfolg verantwortlich zu machen. Die Hoffnung auf Gott, der schon alles richten wird, ist vor diesem Hintergrund also sicher nicht verkehrt; Gott kann aber auf keinen Fall als Substitut für die eigene harte Arbeit herhalten!

Wir sehen also, dass das Scheitern aus attributionstheoretischer Sicht keinesfalls nur als negativ zu sehen ist. Es wird erst negativ, wenn wir uns unserem Scheitern sozusagen einfach ergeben und sagen: „Ich hab es einfach nicht drauf“. Umgekehrt kann man sagen, dass dem Scheitern auch ganz erhebliche Chancen für unsere Weiterentwicklung innewohnen. Auf diesen Umstand hat insbesondere der Kognitionspsychologe Roger Schank hingewiesen, der die sog. Theorie des dynamischen Gedächtnisses entwickelt hat, die sich besonders gut auf das Phänomen des Fertigkeitserwerbs anwenden lässt. Stellen wir uns in diesem Zusammenhang folgendes Szenario vor: Frau Müller wollte schon immer die Mona Lisa aus nächster Nähe sehen. Nun ergibt es sich, dass Frau Müller beruflich nach Paris reisen soll – eine gute Gelegenheit also, den langgehegten Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen. Sie weiß natürlich, dass die Mona Lisa im Louvre hängt. Sie sieht also nach, wie sie von ihrem Hotel am besten mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zum Louvre gelangt. An der Metrostation angekommen, muss sie sich ein Ticket kaufen. Leider ist ihr Französisch nicht das Beste und sie hat große Schwierigkeiten, die Anweisungen auf dem Ticketautomat zu verstehen. So kauft sie sich dummerweise ein Ticket, das nicht ausreicht, um bis zum Louvre zu fahren. In der Metro wird sie prompt kontrolliert und muss ein erhöhtes Beförderungsentgelt entrichten.

So schmerzhaft dieses Erlebnis für Frau Müller auch ist – laut der Theorie des dynamischen Gedächtnisses ist es von enormem Wert für den Erwerb von Wissen und Fertigkeiten; in diesem Fall von Wissen über die Beförderungsbedingungen der Pariser Metro. Warum ist dies so? Zum einen hat Frau Müller seit Jahren auf eine Möglichkeit gewartet, endlich die Mona Lisa zu sehen. Motivationspsychologisch kann man also sagen, sie hat ein sehr großes Interesse daran, das Problem, zum Louvre zu gelangen, erfolgreich zu meistern. Zum anderen hat Frau Müller aber ganz offenkundig einen Fehler gemacht: sie hat – möglicherweise auf Basis von Vorerfahrungen mit Ticketsystemen, die sie in anderen europäischen Städten gemacht hat – unabsichtlich das falsche Ticket gekauft. In den Begriffen der Theorie des dynamischen Gedächtnisses hat sie also einen sogenannten „Erwartungsfehler“ begangen: Sie hatte die Erwartung, dass das von ihr gekaufte Ticket ausreichend gewesen sein sollte, um zum Louvre zu gelangen. Das Vorliegen dieses – schmerzlich erfahrenen – Erwartungsfehlers in Kombination mit dem hohen Interesse, das Problem erfolgreich zu meistern, sind aus Sicht der Theorie des dynamischen Gedächtnisses nun optimale Vorbedingungen für den Erwerb des Wissens bzw. der Fertigkeit, in ähnlichen zukünftigen Situationen das richtige Ticket zu kaufen und sich dafür gegebenenfalls auch mit den Besonderheiten der jeweiligen Beförderungsbedingungen auseinanderzusetzen.

Eine Anwendung finden diese Überlegungen in den letzten Jahren beispielsweise in der Mediziner Ausbildung. An manchen Universitäten werden Studierende etwa in Situationen gebracht, in denen sie sogenannten „simulierten Patienten“ (das sind Schauspieler) mitteilen sollen, dass sie an einer unheilbaren Krankheit leiden und nur noch wenige Wochen zu leben haben. Hierbei wird explizit damit gearbeitet, dass Studierende mit derartigen Situationen typischerweise Schwierigkeiten haben und zum Beispiel nicht mit der vollen Wahrheit herausrücken oder dem Patienten nicht genügend Möglichkeiten für Rückfragen einräumen, was dann zu hoch emotionalen und problematischen Kommunikationssituationen führen kann. Nach dem misslungenen Gespräch werden dann Kommunikationsheuristiken eingeübt, die dabei helfen sollen, diese Fehler in Zukunft nicht zu wiederholen. Die Effekte derartiger Lernumgebungen auf den Erwerb von Kommunikationsfertigkeiten sind deutlich positiv.

Insgesamt kann aus psychologischer Sicht bezüglich des Scheiterns also die folgende Sicht vertreten werden: Scheitern kann gefährlich sein – wenn wir für unser Scheitern Aspekte an uns verantwortlich machen, die wir nicht verändern können. Gelingt es uns aber, für unser Scheitern unsere mangelnde Anstrengung als Hauptursache zu sehen, und haben wir ein besonderes persönliches Interesse daran, diese und ähnliche zukünftige Situationen erfolgreich zu meistern, birgt das Scheitern unwahrscheinlich große Chancen für unsere Weiterentwicklung. Der Glaube an Gott – „Lass mich nicht scheitern“ – oder an eine andere externe Instanz kann dabei helfen, die nächste Aufgabe zuversichtlich anzugehen; dieser Glaube kann allerdings trügerisch sein, insofern wir der Ansicht verfallen, dass die externe Instanz es schon auch ohne unser Zutun richten wird. Insofern ist der Glaube an eine interne Instanz, letztlich also an uns selbst, aus psychologischer Sicht von noch größerer Bedeutung – zumindest wenn es darum geht, Prüfungen in der Schule, der Universität oder im Alltag erfolgreich zu meistern.